

Gendern

Die Frankfurter Rundschau versucht, geschlechtergerecht zu formulieren – das ist nicht immer einfach.

Stimmen aus der FR

- Nina Luttmmer Lesegenuss und Lesefluss

Ich halte mich für eine selbstbewusste Frau. Ich bin auch nicht empfindlich, fühle mich selten beleidigt oder angegriffen. Vielleicht habe ich mich deswegen noch nie dadurch diskriminiert gefühlt, dass häufig maskuline Formen verwendet werden. Es ist mir lange Zeit nicht einmal aufgefallen. Ich akzeptiere, dass viele Menschen anders empfinden. Daher finde ich es richtig, dass etwa Behörden oder Banken gendern.

Ich lehne es aber ab, das Zeitungen das in vollendeter Form machen. Für mich geht es bei der Lektüre einer Zeitung auch um Lesegenuss. Und Lesegenuss entsteht durch Lesefluss. Der würde zerstört, wenn man sich durch gegenderte Texte quälen müsste. Fehlt nur noch, dass meine Bettlektüre – fast immer ein Krimi – künftig „durchgendert“ wird. DIE AUTORIN IST WIRTSCHAFTSREDAKTEURIN.

+ Stephan Hebel Mittel der Modernisierung

Mir fällt es nicht immer leicht, eingetübte sprachliche Gewohnheiten zu ändern. Aber ich bin für das Gendern: Es ist kein „Missbrauch“ von Sprache und erst recht hat es nichts mit „Sprachpolizei“ zu tun, wenn versucht wird, über das Sprechen und Schreiben gesellschaftliche Entwicklungen sowohl abzubilden als auch voranzutreiben.

ben. Es ist ein legitimes Mittel der Modernisierung. Und ich bin überzeugt, dass sich nur Formen durchsetzen werden, die die Sprechenden und Schreibenden nicht überfordern. Mein Favorit, liebe Leser:innen, ist der Doppelpunkt. Er fügt sich, wie ich finde, am elegantesten ins Schriftbild. STEPHAN HEBEL IST FR-AUTOR.

- Ralf Schalkowski Das nächste Fettnäpfchen

Persönlich halte ich das Ausmaß, welches das Gendern mittlerweile annimmt oder angenommen hat, für albern. Es gibt Männer und Frauen und meinetwegen auch Divers. Es geht doch schon bei der Schreibweise los: Kolleg:innen oder KollegInnen. Sind denn dabei auch die Diversen bedacht? Wie weit soll das Gendern gehen? Was ist das Ziel? Gleichberechtigung oder Kampf gegen Diskriminierung? Wird mit der Schreibweise „Kolleg:innen“

nicht Divers diskriminiert? Gleichberechtigung: Ja. Frauenquote und Hausmänner: Ja. Und wenn ich jetzt sage, dass es an der Zeit für eine Männerquote ist werde ich als Chauvi hingestellt. Noch sind zum Fortpflanzen noch immer männliche und weibliche Zellen notwendig. Mein Fazit: Ich halte Gendern für Zeitverschwendung und nur für ein weiteres Fettnäpfchen, in das man kräftig treten kann. DER AUTOR IST LAYOUTER.

Der schwangere Patient

Wer die Augen aufmacht, sieht: Die Welt ändert sich – und mit ihr die Sprache. Manche Debatte hat sich damit erledigt. Jetzt reden wir über Mut.

Von Karin Dalka

Als wäre es gestern gewesen, hallen die Worte in mir nach. Dabei ist es fast 21 Jahre her. Zusammen mit 50 bis 60 anderen schwangeren Frauen und ihren Partnern sitze ich im Hörsaal eines Universitätsklinikums. Ein Anästhesist erläutert das Betäubungsverfahren PDA bei Geburten. Und spricht von Patienten – oder sogar von Patientengut. Ungelogen: In seinem Vortrag kommt nicht eine einzige Patientin vor. Zunächst bin ich irritiert: Ist der Mann in den falschen Hörsaal geraten, will er eigentlich über Prostata-Operationen reden? Dann steigt Ärger in mir hoch. Ich spüre den Impuls, „Augen auf“ zu rufen. Schüttele dann aber nur den Kopf, fassungslos. Wie mein Mann neben mir. Keine Ahnung, ob dieser Arzt heute noch so redet. Ich kann es mir nicht vorstellen, unverbesserbare Optimistin, die ich bin. Was nicht heißt, dass er nun tatsächlich die Augen aufmacht und die Frauen wahrnimmt, die da vor ihm sitzen und vielleicht später im Kreißaal dieser Klinik ein Kind zur Welt bringen werden. Der falsche Mann am falschen Platz. Nicht der Einzige im deut-

schen Gesundheitswesens. Aber das ist ein anderes Problem. Bleiben wir beim Thema Sprache. Reden wir über die Frankfurter Rundschau. Fängt sie jetzt an zu gendern? Nein, sie fängt nicht damit an, die FR tut es bereits. Nicht immer, also ehrlicherweise nicht konsequent. Aber immer öfter. Was aufregt, sind Sternchen, Doppelpunkt, Unterstrich. Denn es wird immer leichter: Studierende, Auszubildende, Lehrende – es gibt viele Formen, das generische Maskulinum zu ersetzen. Neben Partizipialformen sind vor allem Doppelnennungen, geschlechtsneutrale Begriffe oder der Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Formen das Mittel der Wahl. Die Sprache ist gerechter geworden, in der FR und in weiten Teilen der Gesellschaft. Im Privaten wie in Institutionen, Verbänden, Firmen, Behörden, in der Wissenschaft. Natürlich gibt es noch viele konservative Menschen, die ausschließlich männliche Formen benutzen – Frauen seien mitge-

meint. Wer das nicht akzeptieren wolle, verstehe den Unterschied zwischen dem grammatischen und dem biologischen Geschlecht nicht, sagen sie. Nur zu: Diese Debatte dürfen sie gerne miteinander führen, die Damen und Herren, sie dürfen wissenschaftliche Studien über das Verhältnis von Sprache, Wahrnehmung und sozialen Zuschreibungen ignorieren, die nicht in ihr Weltbild passen. Ja, sie dürfen so tun, als stünde die Welt seit Jahrzehnten still. Aber bitte ohne mich. Ganz ehrlich: Dafür ist mir meine Zeit zu schade. Wenn ich „mitgemeint“ höre, kommt mir wieder der schwangere „Patient“ in den Sinn, der ich einmal war. Passé. Zurück in der Gegenwart stellt sich die Frage: Wenn die FR also längst gendert, worüber diskutieren wir dann noch? Am Ende reden wir über Mut. Denn die gebräuchlichen Paar- und Partizipialformen sind zwar manchmal unumständlich, aber doch ziemlich unauffällig, sie regen (fast) niemanden mehr auf. Was auffällt und aufregt, sind Sternchen, Doppelpunkt, Unterstrich und andere Formen. Der eine macht es so, die andere so, zunehmend auch in der FR. Denn wir haben Interviewpartnerinnen und Gastbeitragsautorinnen, die es sich verbitten würden, wenn wir ihre Antworten und Texte ändern wollten. Fast jede dritte Zuschrift an unseren Leserbrief-Redakteur Bronski ist gendergerecht formuliert, mehr oder weniger auffällig, oft mit Genderstern; Tendenz steigend. Und vor allem die jüngeren FR-Kolleginnen und Kollegen, geprägt von den Standards an den Universitäten, sind es leid, sich in ihren Artikeln „herum zu mögeln“ um inklusive Zeichen. Diese umfassen auch diejenigen, die weder als Mann noch als Frau angesprochen werden wollen. Recht haben sie! Die Serie „Zukunft hat eine Stimme“ zum FR-Jubiläum täte sich schwer, glaubwürdig zu sein, spräche sie die Sprache der Vergangenheit. Deshalb hat sich dort quasi über Nacht der Doppelpunkt eingeschlichen – das ist neben dem Genderstern die Form, die sich aktuell immer stärker verbreitet. Der Sprachwandel in der FR, für die das Thema Gerechtigkeit zentral ist, folgt einer inneren Logik. Denn Gerechtigkeit fängt bei der Chancengleichheit in Schulen an, hört bei der weltweiten Vermögensverteilung nicht auf – und



Fast nur Frauen – trotzdem war in Presseberichten zu den Protesten in Belarus wiederholt von „Demonstranten“ die Rede.

ist ohne Geschlechtergerechtigkeit nicht zu denken. Gendern ist ein politisches Statement. Das Sternchen oder den Doppelpunkt kategorisch auszuschließen, wäre es auch. Nicht nur die falsche Botschaft, sondern auch verstörend inkonsequent für eine sprachensible Redaktion. Die sich immer wieder darüber verständigt, wie sie redet und schreibt, um nicht in politische Sprachfallen zu tappen. Deshalb schwellen in FR-Artikeln keine „Flüchtlingsströme“ an und es „drohen“ keine Streiks, weil die Redaktion sie nicht bedrohlich findet.

Fast alle Zeitungen scheuen den Schritt, konsequent zu gendern, um einen Teil ihrer Leserschaft nicht zu verprellen. Verständlich, aber das Gegenteil von mutig. Der Hörfunk tut sich etwas leichter. Mehr und mehr verwenden die öffentlich-rechtlichen Radiosender das Gendergap, das ist diese kleine irritierende Pause zwischen dem Wortstamm und der Endung -innen. Das blieb lange unbemerkt, auch bei der TV-Moderatorin Anne Will, die seit Monaten so spricht.

Wenn es dann aber auffällt, kochen die Emotionen hoch. „Haben wir keine anderen Sorgen?“, heißt es dann. Doch haben wir, jede Menge, aber Geschlechtergerechtigkeit sollte nicht unsere geringste Sorge sein. „Genderwahn! Sprachzensur! Feministische Diktatur!“ Geht es auch eine Nummer kleiner? „Die Sprache wird verunzucht. Ende der Debatte.“ Verunzucht? Es ist kein Zufall: Viele von denen, die mit Furor gegen das Gendern polemisieren, zeigen selbst wenig Bewusstsein für die ästhetischen Möglichkeiten von Sprache – leider. Sie formulieren weder elegant, noch spielerisch, sondern oft brachial: Sprache werde „vergewaltigt“. Bei diesem Thema eine evident unpassende Wortwahl. Nein, hier geht es nicht um die Liebe zur Sprache. Hier artikuliert sich oft hilflose Wut, dass die Welt nicht so bleibt, wie sie ist.

Inklusive Zeichen sind wie kleine Stolpersteine

Nicht falsch verstehen: Das ist kein Pauschalurteil über alle, die sich am Gendern stören, weil es ihnen Schreib- und Lesefluss stört. Auch mich nerven unzählige Sternchen, Unterstriche, Klammern oder was auch immer. Auch der von mir favorisierte Doppelpunkt ist so ein Stolperstein – allerdings einer, über den ich mittlerweile kaum noch stolpere. Weil sich mit dem Wandel des allgemeinen Sprachgebrauchs auch meine Gewohnheiten schneller geändert haben, als ich es mir vorstellen konnte. Zugleich bin ich überzeugt: Weniger ist mehr. Übrigens: Dieser Text, konsequent gegendert, hätte fünf inklusive Doppelpunkte gehabt, bei insgesamt 1005 Wörtern. Darüber reden wir also.

Von Eckrentnern und Demonstranten

Erfahrungen aus dem Redaktionsalltag

VON MICHAEL BAYER

Kürzlich war der „Standardrentner“ Thema im Wirtschaftsteil der Frankfurter Rundschau. Er erhalte im Westen 1512 Euro im Monat, berichtete die Redaktion. Einige Kolleginnen und Kollegen fragten sofort: „Und wie viel bekommen Frauen im Ruhestand?“ Sie waren zunächst gar nicht auf die Idee gekommen, dass die Bezeichnung „Standardrentner“ Frauen mitmeinen könnte. Was zeigt: Das generische Maskulinum – die männliche Form als Bezeichnung für alle Menschen – wird zunehmend missverständlich in dem Maße, wie eine genderrichtige Sprache üblich wird. Wer seit Jahren von Rentnerinnen und Rentnern spricht, hört bei „Rentner“ Frauen nicht mehr mit. Gendern ist damit auch eine Frage der Eindeutigkeit.

Und was ist nun mit den Frauen? Die bekommen nach dem Konzept „Standard- oder Eckrentner“ gleich viel. Falls sie die Bedingungen erfüllen: vor der Rente 45 Jahre lang arbeiten und das Durchschnittseinkommen verdienen. Was Frauen, oft wegen der Kinder, seltener schaffen als Männer.

Sie merken: Wer genderrichtig spricht und schreibt, stößt auf gesellschaftspolitische Themen. Vertiefen wir das. Schauen wir auf die tatsächlich überwiesene Altersrente und verwenden weibliche und männliche Sprachformen: „Im Jahr 2018 als jüngstem verfügbaren Stand haben Rentnerinnen und Rentner im Westen durchschnittlich monatlich 864 Euro erhalten.“ Alles in Ordnung so? Ja, aber nur die halbe Wahrheit. Die ganze lautet: „2018 haben im Westen Rentner durchschnittlich 1130 Euro erhalten und Rentnerinnen 647 Euro.“ Dieses Beispiel zeigt: Es reicht nicht, einfach weibliche

Sprachformen zu ergänzen. Wenn Journalistinnen und Journalisten die bestehenden Verhältnisse richtig beschreiben wollen, müssen sie regelmäßig prüfen, ob Durchschnitts- und Summenangaben tatsächlich aussagekräftig sind – oder ob nicht die Lebenssituationen von Frauen und Männern so unterschiedlich sind, dass sie differenziert betrachtet werden müssen. Das Gendern hilft dabei. Wer nicht mehr nur von zehn Amtsleitern einer Verwaltung sprechen will, sondern von zehn Amtsleiterinnen und Amtsleitern, ist schnell bei zwei Amtsleiterinnen und acht Amtsleitern. Und das ist eine wichtige neue Information für Leserinnen und Leser.

Den Blick schärfen

In den vergangenen Wochen achtete die FR-Redaktion noch sensibler als sonst auf die angemessene Beschreibung von Menschengruppen. Medien berichteten etwa, vor allem Frauen trügen die Proteste in Belarus. Das deckte sich mit den Bildern, auf denen nur wenige Männer zu sehen waren. Dennoch berichteten Nachrichtenagenturen durchgehend von „Demonstranten“.

Es gibt Begriffe, die sich kaum gendern lassen. Putzfrau ist geläufig, Putzmann weniger. Wir kennen Krankenschwestern und eine First Lady – aber keine Krankenbrüder und keinen First Gentleman. Und es gibt Staatsmänner, aber keine Staatsfrauen. So spiegelt eine patriarchalisch geprägte Sprache die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Organisation der Gesellschaft wider. Und umgekehrt schärft das Streben nach geschlechtsneutraler Sprache den Blick auf die Defizite bei der Gleichstellung von Frauen und Männern.

Stimmen aus der FR

+ Thomas Stillbauer Lob nach Britannien

Verehrte Damen, Transgenderpersonen und Herren, wenn wir in jedem Text alle Geschlechter benennen, verbrauchen wir mehr Papier, mehr Umwelt, oder müssen anderswo an Fakten sparen. Dennoch ist es nötig, etwas zu ändern. Da mir Verumständlichungen widerstreben, schlage ich vor: Seit jeher sind die Männer angesprochen – warum nicht für die nächsten, sagen wir, tausend Jahre die weibliche Form

wählen und die Männer dabei mitmeinen? Demnach hatten wir seit 1949 acht Bundeskanzlerinnen. Problem: Das dritte Geschlecht müsste weitere tausend Jahre warten, bis es dran wäre. Wir brauchen also eine clevere Reform mit geschlechtsneutralen Begriffen. Kompliment nach Britannien – die haben daran schon vor Jahrtausenden gedacht, als sie ihre handliche Sprache erfanden. DER AUTOR IST FRANKFURTEREDAKTEUR.

- Judith von Sternburg Wo sind sie denn?

Es gibt – wie kurios auch immer sie gebildet sein mögen – weibliche Formen, die ich überall in der Zeitung lesen will. Die Routine grafischer Darstellungen hakt das Thema kurzerhand ab. Als ich soeben in einem Text über eine große deutsche Bühne zum fünften Mal Regisseur*innen las, fragte ich mich – aber der Autor des Textes fragte es nicht –, wo sie eigentlich sind, die vielen Regisseurinnen und regieführenden diversen

Menschen, die hier zwar mitgenannt wurden, aber deshalb noch lange kein Engagement erhalten. Sprachliche Aufmerksamkeit, auch das Gestolper, die Umständlichkeit passen zu der Welt, um die es derzeit geht. Ein Text in der Zeitung ist kein offizielles Schreiben und kein Formular, in denen tatsächlich alles umfassend und fix eingerichtet sein muss. DIE AUTORIN IST FEUILLETONREDAKTEURIN.

+ Sabine Hamacher Es ist eine Frage der Zeit

„Ich bin Bürger*“ – das wäre mir schon vor Jahrzehnten nicht über die Lippen gekommen. Aber wenn nur von „Bürgern“ die Rede war, habe ich mich auch nicht ausgeschlossen gefühlt. Das ist immer noch so; trotzdem hat sich etwas verändert. Ohne zumindest die weibliche Form bleibt ein Satz für mich unvollständig. So stört es mich mittlerweile mehr, wenn ich nur von „Politikern“ oder

„Ärzten“ lese, als wenn sich darin Sternchen oder Binnen-’s finden. Ich bin überzeugt, dass es eine Frage der Zeit ist, bis wir uns an solche Schreibweisen gewöhnt haben und nicht mehr über vermeintliche Fremdkörper stolpern. Und ich finde auch: Wenn schon gendern, dann richtig – also mit Gendergap, sprich Sternchen, Doppelpunkt oder großem I. DIE AUTORIN IST POLITIKREDAKTEURIN.

+ Martin Brust Alle ansprechen und erreichen

Ich möchte meine Leserschaft erreichen, die zur Hälfte aus Frauen besteht. Weil Menschen Botschaften besser aufnehmen, wenn sie sich angesprochen fühlen, spreche ich nicht nur Leser, sondern auch Leserinnen an. Medien zeigen, was ist – auch hier gilt: Es sind nicht nur Männer, die agieren oder denen etwas passiert. Aber ich bin auch Autor geworden, weil ich gerne mit Sprache arbeite und Passiv-

Konstruktionen wie „Lesende“ sind abschreckend. Das gilt auch für Binnen-’s, * usw. Wenn möglich schreibe ich also Leserinnen und Leser oder abwechselnd Leser und Autorinnen. In Überschriften stößt das an seine (ihre?) Grenzen. Kreatives Kürzen oder geschlechtsneutrale Überbegriffe sind Auswege, aber ab und an gilt eben auch: Es gibt kein richtiges Leben im falschen. DER AUTOR IST FRANKFURTEREDAKTEUR.

